

Mehr als Blumen
Zum Valentinstag rät die Psychologin, über Sex zu reden, auch wenn es nicht einfach ist. **HINTERGRUND 2**

Der Schatz von Brienz
Brienz im Albulatal steht auf unsicherem Boden. Wohin mit dem wertvollen Flügelaltar? **REGION 4**



Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Endlich Papiere
Eine Hausangestellte lebte illegal in Genf. Nun kann sie sich dank «Papyrus» frei bewegen. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 2/Februar 2020
www.reformiert.info

reformiert.

Der Hass verbreitet sich von Freund zu Freund

Kommunikation In den Sozialen Medien herrscht ein rauer Ton. Leute werden beschimpft, beleidigt, bedroht. Doch hasserfüllte Kommentare und Tweets können juristische Konsequenzen haben.

Die Hemmschwelle, online die verbale Sau rauszulassen, liegt tief. Das machen Zahlen des Vereins #NetzCourage, der sich für Opfer von Internetmobbing einsetzt, deutlich. Auch die polizeiliche Kriminalstatistik von 2018 verzeichnet einen Höchststand an Beschimpfungen und Verleumdungen seit zehn Jahren. Beleidigungen, sexuelle Anspielungen und Drohungen im Netz haben also Hochkonjunktur.

Bekehrte Wutbürger

Sibylle Forrer, Pfarrerin in Kilchberg ZH, weiss, wie es sich anfühlt, online beschimpft zu werden. In den Sozialen Medien äussert sie sich oft pointiert zu aktuellen Themen und erntet dafür auch gehässige Kommentare, Mails, anonyme Briefe mit Beleidigungen gegen sie als Pfarrerin oder Person. Auch solche unter der Gürtellinie.

Das sei unangenehm, Angst mache ihr das aber nicht. «Leute, die schreiben, Frauen wie mich hätte man früher auf dem Scheiterhaufen verbrannt, tun mir einfach nur leid.» Dieser Hass sei nicht gegen sie. «Im virtuellen Raum finden einige ein Ventil, um Dampf abzulassen. Das Echo ist da einfach viel grösser als früher am Stammtisch.»

Nicht alle lassen Hasstiraden einfach so stehen. Jolanda Spiess-Hegglin war 2014 als Zuger Kantonsrätin einer Kampagne vieler Medien ausgesetzt. Seither kämpft sie mit ihrem Verein #NetzCourage gegen Hass im Netz. Rund 200 Anzeigen gegen «Haters» schrieb sie in den letzten zwei Jahren. Rund 70-mal kam es zu einer Verurteilung.

Der raue Ton sei kein Jugendproblem. «Vorab die Generation ab 50 muss lernen, dass Hasstiraden im Netz juristische Folgen haben können.» Auch ihre Schlichtungen seien erfolgreich, sagt Spiess-Hegglin. «Nicht selten sind ehemalige Wutbürger nach einer Aussprache einsichtig und werden sogar Mitglied bei #NetzCourage.» Für Betroffene sei es wichtig, nicht in der Angst zu verharren, sondern zu reden.

Unmittelbare Reaktion fehlt

Als «Onlineaggression» bezeichnet Lea Stahel, Soziologin an der Universität Zürich, alle abwertenden, beleidigenden Inhalte wie Nachrichten, Kommentare, Fotos und Videos, die auf Sozialen Plattformen verbreitet werden. «Hatespeech etwa richtet sich gegen Personen, die beispielsweise aufgrund ihrer religiösen Gruppenzugehörigkeit ange-



Illustration: Anna Hiltl

feindet werden.» Ein klares Profil von Hassern gebe es nicht, meint Stahel. Bei den Älteren seien es allerdings deutlich mehr Männer, bei den Jungen gebe es keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern. «Das Phänomen geht quer durch die Gesellschaft.»

Wobei weniger der soziale Status eine Rolle spiele als das Wissen um die spezifischen Kommunikationsbedingungen. «Anders als in der analogen Welt spiegelt der Bildschirm keine Reaktion. Alle können alles sagen, ohne Sanktionen fürchten zu müssen.» Das könne positiv sein, aber dazu verleiten, zu viel von sich preiszugeben oder ungehindert Feindbilder zu pflegen.

Das Netz vergisst nicht

Dass das Internet kein rechtsfreier Raum ist, werde den Leuten zunehmend bewusst, sagt Martin Steiger, Anwalt für digitales Recht. «Kommunikation verlagert sich zuneh-

mend in den digitalen Raum.» Das schaffe neue Chancen und Gefahren zugleich. «Durch die grosse Reichweite können Nachrichten im Netz sehr viel Schaden anrichten.»

Die Angriffe lassen sich aber dokumentieren. Ein Screenshot eines beleidigenden Tweets gelte als Beweismittel. «Doch wie im realen Leben sind auch im digitalen Raum Gesetze nicht immer durchsetzbar.» Es sei zeitintensiv und teuer, anonyme Absender zu identifizieren oder Onlineplattformen einzuklagen.

«Obwohl Soziale Netzwerke eigentlich an einem guten Werbeumfeld ohne Hasskommentare interessiert sind, generieren halt extreme Äusserungen viele Klicks.» Der Hass vervielfältigt sich, und er wandert im virtuellen Raum von Freund zu Freund. Martin Steiger rät, sich gegen Online-Hass wenn möglich ein dickes Fell zuzulegen. «Umgekehrt gilt: erst denken und dann auf Posten klicken.» Katharina Kilchenmann

«Leute, die schreiben, Frauen wie mich hätte man früher auf dem Scheiterhaufen verbrannt, tun mir einfach nur leid.»

Sibylle Forrer, 39
Reformierte Pfarrerin in Kilchberg

Kommentar

Versöhnung ist wichtiger als ein neues Netz-Gesetz

Treten neue Probleme auf, erschallt rasch der Ruf nach neuen, schärferen Gesetzen. In Deutschland etwa will Bundesjustizministerin Christine Lambrecht (SPD) im Eiltempo ein neues Gesetz gegen Hasskriminalität im Internet durchbringen. Doch ist hektisches Legiferieren wirklich stets der beste Lösungsansatz?

«Hater» und «Hatespeech» sind jedoch gar keine neuen Phänomene unseres modernen digitalen Zeitalters. Zahlreiche Bibelstellen zeugen davon, dass Verleumdung, Rufmord und Hassrede schon vor Jahrtausenden eine lästige und schadenstiftende Begleiterscheinung im zwischenmenschlichen Umgang waren: «Du sollst nicht als falscher Zeuge aussagen gegen deinen Nächsten», auftrugte Gott dem Volk Israel im achten der zehn Gebote. «Wer seinen Hass verdeckt, hat Lügen auf den Lippen, wer aber eine Verleumdung verbreitet, ist dumm», heisst in König Salomos Benimm-Regelwerk (Sprüche 10,18). Neu ist jedoch, dass die Hassreden auf digitalem Weg, in Kommentarspalten und in den Sozialen Medien, so leichtfertig, so anonym, so hemmungslos und so grossflächig verbreitet werden können wie nie zuvor in der Geschichte der Menschheit.

Enthemmte verbale Gewalt

Das geltende Strafrecht ermöglicht es durchaus, Hater rasch zu sanktionieren. Das beweist Hassopfer Jolanda Spiess-Hegglin immer wieder. Ihr Verein #NetzCourage setzt aber der Enthemmung und Entmenschlichung durch verbale Gewalt noch mehr entgegen als Gesetzesartikel. Er setzt gewissermassen auf eine Ent-Digitalisierung: Bei der persönlichen Begegnung mit den Tätern kommt es oft zu Vergleichen, zu Einsicht und Läuterung gar. Damit zeigt sich ein ethischer, ja christlicher Ausweg aus der Hassspirale: Versöhnung. «Abgelegt habt ihr», schreibt der Apostel Petrus im zweiten Brief, «nun alle Bosheit, alle Arglist, Heuchelei und Missgunst und alle üble Nachrede.»



Thomas Illi
«reformiert.»-Redaktor im Aargau

Eine Sprache für die Sinnlichkeit

Partnerschaft Erfüllte Erotik wünschen sich viele Paare nicht nur am Valentinstag. Fachleute raten, sich über Sexualität regelmässig auszutauschen.



Worte finden für etwas, das jenseits der Worte liegt: Hautkontakt, Körpernähe, Zärtlichkeit.

Foto: gettyimages

Am Anfang landeten sie häufig auf dem Küchentisch, wenn sie sich liebten. Nach drei Jahren spürte er kaum mehr Lust. Und sie war gelangweilt, weil es immer nur am Sonntagmorgen eine halbe Stunde lang Sex gab – nach dem immergleichen Muster. Simon Koller und Linda Pfister, die in Wirklichkeit anders heissen, sind keine Einzelfälle. Paarberaterin Margareta Hofmann sagt: «Bei den meisten Paaren ist die Erotik am Anfang lustvoll. Dauert eine Beziehung mehrere Jahre, wird oft ein Partner unzufrieden.»

In Beratungen und Kursen der «Paarberatung und Mediation» in Uster ZH unterstützt Hofmann Paare wie Linda Pfister und Simon Koller. Getragen wird das Angebot von der reformierten und der katholischen Kirche im Kanton Zürich. Wie viele andere schwieg das Paar über seine Probleme. «Dabei ist das Reden über Sexualität wichtig, um wieder emotionale Nähe zu schaffen», sagt die Psychologin.

Glückshormon gegen Stress

Simon Koller fand das zunächst befremdlich: Über Sex sprechen sei unerotisch. Auch die Angst, verletzt zu werden, hindert Paare am Gespräch. «Sexualität ist ein sensibler Bereich, man versucht, sich zu schützen», sagt Hofmann. Oft ermutigt sie Ratsuchende, zuerst herauszufinden, was sie in der Sexualität mögen. «Das ist oft schwerer zu sagen, als was man nicht will, weil man sich exponiert.» Linda Pfister konnte ihrem Partner leicht mitteilen, dass sie Fesselspiele hasst, als er diese Fantasie äusserte. Doch auszusprechen, auf welche Weise sie gerne gestreichelt wird, gelang ihr nicht auf Anhieb. Beide mussten üben, sich gegenseitig unerfüllte sexuelle Wünsche mitzuteilen.

Durch Gespräche wie diese sei zwischen ihnen wieder Sinnlichkeit entstanden, erzählt Hofmann. Sie kuschelten mehr und hatten ab und an sogar wieder schönen Sex. «Und das weckt Lebensfreude, und es ist erst noch gesund.» Studien belegen die positiven Effekte von Umarmungen, Berührungen und Massagen. So wird beispielsweise bereits nach zehn Minuten Körperkontakt das Glücks- und Bindungshormon Oxytocin ausgeschüttet, welches wiederum Stress entgegenwirkt.

Reden über Sex ist laut der Psychologin besonders wichtig, wenn sich das Liebesleben eines Paares verändert. Klassisches Beispiel ist

die Geburt eines Kindes. «Die Sexualität verändert sich dadurch immer. Es ist wunderschön, wenn es einem Paar gelingt, darüber im Gespräch zu bleiben», sagt sie. Aber es ist nicht selbstverständlich: Hofmann berät viele junge Eltern, die sich als Liebhaberinnen und Liebhaber aus den Augen verloren haben.

Zärtlichkeiten im Alltag

Auch Martin Bachmann kennt Paare, die nicht so gut über Sexualität sprechen können. «Die meisten von uns haben das einfach nicht gelernt», meint der Berater im Mannebüro Zürich. Der offene Austausch helfe, das Liebesleben lebendig zu halten. Ebenso wichtig findet Bachmann die nonverbale Kommunikation. Er erzählt von einem befreundeten Paar. Der Mann und die Frau blicken sich im Alltag immer wieder in die Augen, berühren sich kurz und umarmen sich. «Wer körperlich so verbunden ist, spricht auch leichter über Sinnlichkeit.»

Doch es gibt auch Männer wie Jan P., der so unsicher und alleine ist, dass er sich in Pornografie verloren hat. In einer von Bachmann geleiteten Gruppe lernt er in einem geschützten Rahmen, über Scham, Lust und die konkrete Gestaltung der Sexualität zu sprechen.

Bachmann sagt, dass junge Menschen besser als früher lernen, über die Sexualität zu sprechen. «Sexualkunde gehört zum Lehrplan der Schulen. Viele tolle Lehrkräfte setzen sich dafür ein.» Wichtig findet der Sexologe aber, «dass junge Leute nicht nur über Risiken im Zusammenhang mit Sex Bescheid wissen, sondern auch Infos über nachhaltigen Genuss und Paarkommunikation erhalten». Sabine Schüpbach

Der heilige Valentin

Der Valentinstag geht möglicherweise zurück auf den heiligen Valentin, Bischof von Terni in Italien. Der christliche Märtyrer soll im 3. Jahrhundert Liebespaare getraut haben. Darunter waren auch Soldaten, die nicht hätten heiraten dürfen. Deshalb soll Valentin auf Befehl des römischen Kaisers Claudius am 14. Februar 269 enthauptet worden sein. Was daran stimmt, ist allerdings nicht so klar, und es gab auch mehrere Heilige namens Valentin, um die sich Legenden ranken. Die katholische Kirche strich den Feiertag 1969 aus dem liturgischen Kalender.

Gefangen in der Angst vor den Anderen

Politik Trotz der schweren Staatskrise in Libanon hofft der Theologe Fadi Daou auf Reformen. Er verlangt das Ende des religiösen Quotensystems.

Fadi Daou ist libanesischer Theologe. Das Gespräch mit ihm findet am 95. Tag der Proteste im Zedernstaat in der Zürcher Heks-Zentrale statt. Daou gibt sich optimistisch: «Vor allem die Jungen gehen auf die Strasse.» Nicht nur in Beirut, sondern landesweit. Endlich werde das korrupte System, in dem Regierung, Armee und Parlament streng nach Religionszugehörigkeit zusammengesetzt sind, infrage gestellt.

Wenige Stunden nach dem Interview werden verstörende Bilder aus Beirut gesendet. Die Polizei feuert mit Tränengas und Gummischrot auf die Demonstrierenden, Protestierende werfen Steine und Feuer-

werkskörper zurück, zertrümmern die Schaufenster der Banken.

Seine Zuversicht lässt sich der katholisch-maronitische Theologe dennoch nicht nehmen. Daou hofft, dass der Widerstand der mehrheitlich friedlichen Protestbewegung nach drei Monaten nicht erlahmt.

Kreislauf der Korruption

Hinter den Attacken auf die Finanzinstitute vermutet Daou Hisbollah-Anhänger. «Sie wollen die Wut von der Politik auf die Banken lenken.» Die Banken haben für das im Sturzflug befindliche libanesisches Pfund eine strikte Limite für den Devisen-umtausch erlassen. Die zentrale Kri-

tik der Demonstrierenden richtet sich laut Daou jedoch gegen das etablierte religionspolitische Proporzsystem. Was lange Zeit als Modell für eine friedliche Koexistenz von Muslimen und Christen in einer Nation betrachtet wurde, bezeichnet der Priester als ein «System der permanenten Selbstbereicherung, das sich nicht selber abschaffen will».

Seit 1943 werden alle wichtigen Stellen im Staat nach religiösen Kriterien besetzt. Die Religionszuge-

hörigkeit bestimmt die Zusammensetzung von Parlament und Regierung. Die religiösen Parteien nominieren auch die Kader der Banken, von denen wiederum Staatsgelder in die privaten Taschen der Politiker verschoben werden.

Fadi Daou erklärt die Korruption am Beispiel des hochverschuldeten staatlichen Elektrizitätswerks. Millionen von Dollar Zinsen kommen den Banken zugute, deren Teilnehmer und Manager selber mit den

Parlamentariern verhandelt sind. «Mit den Zinsen hätte man längst ein modernes Kraftwerk bauen können», kritisiert Daou, der wie viele andere Libanesen unter den Stromunterbrüchen leidet. Die Lücken werden durch private Generatoren überbrückt. Auch an den Generatorfirmen seien Politiker beteiligt.

«Die libanesische Elite profitiert von einem System der ständigen Selbstbereicherung.»



Fadi Daou
Maronitischer Theologe

Spiritualität ohne Grenzen
Lange konnte sich die kleptomatische gebärdende Elite an der Macht halten. Aus Angst vor den Anderen scharten sich Christen, Sunniten, Schiiten und Muslime hinter ihren jeweiligen Parteiführer. «Das zieht nicht mehr, speziell bei jungen Leuten nicht, die nach dem Bürgerkrieg 1991 geboren sind», sagt Daou.

Obwohl in Libanon so vieles in der Schwebe ist, hofft der Theologe auf eine erneuerte, pluralistische Gesellschaft, ohne Religionsghettos. Dafür mit einer «spirituellen Solidarität», die unterschiedliche Gläubige verbindet. Delf Bucher

Interview: reformiert.info/libanon



Der spätgotische Flügelaltar zählt zu einem der schönsten seiner Art in ganz Europa.

Foto: Momir Cavic

Der Schatz von Brienz

Naturgewalt Das Dorf Brienz im Albulatal steht derzeit ungewollt in den Schlagzeilen. Es liegt auf erosionsgefährdetem Gebiet. Unter Kunstexperten international bekannt ist Brienz aber wegen seines Flügelaltars.

Am Dorfbrunnen putzt ein alter Mann ein paar Bergschuhe. Gegenüber schüttelt eine Frau die Decke aus. In Brienz scheint die Welt in Ordnung zu sein. Doch der Schein trügt. Einige der rund hundert Einwohner überlegen sich, das Dorf im Albulatal für immer zu verlassen. Andere haben es bereits getan. Zum Beispiel die englische Familie, die bis vor Kurzem das ehemalige Pfarrhaus bewohnte. Der Grund: Der Boden des sonnig gelegenen Dorfes bewegt sich – und zwar schneller, als von Experten bisher berechnet.

Schutz vom heiligen Calixtus

Ein Beweis, dass die Siedlung auf einem Erdbehrungsgebiet liegt, ist der schiefe Kirchturm. Ende 1878 zerstörte ein Erdbeben die Strasse und bewegte den Turm. Hätte er, wie die meisten Häuser, in der Mulde der Hangterrasse am Fusse des Piz Li-

nard gestanden, wäre der Schaden wohl grösser gewesen. Aber die Kirche steht auf einem Felssporn. In der Nähe, das Haus des Messmers und Kirchengemeindepräsidenten Hermann Bossi. «Die Natur raubt mir nicht den Schlaf», sagt Bossi, «der heilige Calixtus ist unser Beschützer.» Der Namensgeber der katholischen Pfarrkirche von Brienz ist auch auf einer der Kirchenglocken verewigt: «Lubrica saxa manu retine caliste potenti! Atque tuere tuum sancte patrone locum.» Zu Deutsch: «Durch deine mächtige Hand, Calixtus, halte zurück die schlüpfrigen Felsen und beschütze, heiliger Patron, diesen Ort.»

Doch seit den jüngsten Felsstürzen machen sich Hermann Bossi und seine Vorstandskollegen Sorgen um die Zukunft des wertvollen Kircheninventars. Sollte es in Brienz zu einer Grossevakuierung kommen,

müsste vorher der Kirchenschatz in Sicherheit gebracht werden. Zur Diskussion steht das alte Munitionsdepot der Armee ausserhalb des Dorfes. «Wir klären die Kosten und Möglichkeiten eines Transportes ab», sagt Bossi.

Aus süddeutscher Werkstatt

Der Schatz der Pfarrkirche St. Calixtus in Brienz ist ein spätgotischer Flügelaltar, wahrscheinlich aus der Werkstatt des Memminger Bildhauers Ivo Strigel. Gemäss dem Kunsthistoriker Marc Antoni Nay gehört der Anfang des 16. Jahrhunderts errichtete Schrein zu einem der schönsten Europas. «Das Gesprenge, der geschnitzte Aufsatz über dem Altar, ist kunstvoller als das der Kathedrale in Chur.» Wie viele Bündner Dörfer legte auch Brienz im 15. Jahrhundert Wert auf ein eigenes Gotteshaus mit eigenem Pfarrer.

Spätgotische Flügelaltäre, wie jener von Brienz, stehen laut Nay für das Kollektiv der Dorfgemeinschaft. Der kostbare Kirchenschmuck war häufig eine Stiftung der Gläubigen selbst, die im Mittelalter durch den Handel zwischen Deutschland und Italien via Septimer- und Julierpass zu Wohlstand kamen. Unter den üppig geschwungenen Türmchen, ineinander verschlungenen Pflanz-

«Kaum ein Land in Europa hatte damals eine ähnlich starke Gemeindeautonomie wie der Freistaat der Drei Bünde.»

Marc Antoni Nay
Kunsthistoriker

zenranken und baldachinartigen Bögen bevölkern Heilige die Flügelinnenseiten, den Schrein und den Sockel.

Kollektiv und Individualität

Dem damaligen Trend folgend, gleichen sich die Gesichter der Frauen. «Dies entsprach dem Empfinden von der Kollektivgesellschaft», erklärt Nay, «der Mensch ist Teil der Kirche und die Kirche sorgt für ihn.» Die männlichen Köpfe hingegen weisen eigene Charakterzüge auf, einen staunenden offenen Mund beispielsweise oder ein zweifelnd geneigter Kopf. «Die Renaissance entdeckt den Individualismus», sagt der Kunsthistoriker.

Gemäss Nay erwachte damals in Graubünden ein neues Selbstbewusstsein. Man strebte die Unabhängigkeit vom Bischof und von den Feudalherren an. «Kaum ein Land Europas hatte damals eine ähnlich starke Gemeindeautonomie wie der Freistaat der Drei Bünde», so Nay.

Flügelaltäre wie in Brienz gibt es in mehreren Kirchen Graubündens. Manche sind bereits in Museen abgewandert. «Sollte es jemals nötig sein, wäre ein Platz in einem Museum für den Brienzener Flügelaltar die zweitbeste Lösung», meint Nay, «die Wirkung wäre allerdings nicht mehr dieselbe.» Rita Gianelli

Gepredigt

Lasst euch versöhnen

Darum: Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden. Aber das alles ist von Gott, der uns mit sich selber versöhnt hat durch Christus und uns das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt. Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott. (2. Kor. 5,17–20)

Friede mit Gott - stehen wir mit Gott in einem Konflikt? In meiner Sonntagsschulzeit sagte man mir: Ja. Man erzählte mir vom Sündenfall. Menschen waren Gott ungehorsam. Gott kann Sünde nicht einfach stehen lassen. Über jedem Menschen steht darum die Strafe Gottes. In dieser Vorstellung steht Gott mit den Menschen auf Kriegsfuss. Gott muss friedlich gestimmt werden. Und das, hat man mir erzählt, hat Jesus gemacht. Jesus hat die Strafe auf sich genommen, die die Menschen verdient hätten, und hat so Frieden gebracht zwischen Gott und Mensch.

Paulus erzählt eine andere Geschichte: «Gott versöhnte in Christus die Welt mit ihm selber.» Hier muss nicht Gott friedlich gestimmt oder besänftigt werden, sondern die Menschen. Der Konflikt geht nicht von Gott aus, sondern von Gott geht der Friede aus, Gott ist es, der sich einsetzt für Versöhnung. Jesus musste Gott nicht umstimmen, sondern durch Jesus stimmt Gott uns um. Aber wenn von Gott her doch eigentlich Friede ist, was ist dann der Konflikt?

Die Mystikerin Julian von Norwich hat hierfür ein hilfreiches Bild. Wir Menschen, sagt sie, sind wie ein Kind, das einen Fehler gemacht hat. Statt aber mit dem Fehler zurück zur Mutter zu gehen und sich trösten zu lassen, hat das Kind Angst und rennt weg. Es erwartet Strafe und Ablehnung, und darum bricht es die Beziehung ab. Das aber ist dann der grössere Fehler. Gott ist die Mutter, die bereit ist, das Kind zu trösten. Unsere Fehler, die müssen uns nicht von Gott trennen. Gott muss nicht besänftigt werden. Besänftigt werden müssen wir. Wir müssen lernen, dass wir Gott vertrauen können. Dass wir zu ihm kommen dürfen, wie wir sind mit all unseren Fehlern und allem, was uns belastet. Gott hält aus, hat Geduld, gibt nicht auf. Friede mit Gott: Das bedeutet nicht, Gott war zornig auf uns und jetzt ist er besänftigt worden. Friede mit Gott, das heisst ganz einfach, erkennen, dass Gottes Liebe schon da ist.

Gepredigt am 12. Januar in Zizers



Désirée Bergauer-Dippenaar, 28
Pfarrerin in Untervaz

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom

29.12.2019

Kolloquien

Der Kirchenrat verabschiedet das Frühlingsausschreiben an die Kolloquien.

«reformiert.»-Gemeindeseite

Der Kirchenrat wählt Karin Schneider als neue Redaktorin für die Gemeindeseiten Chur. Sie übernimmt ihre Aufgabe am 1. September 2020.

Prättigau

Der Kirchenrat bewilligt 5000 Franken für das Kolloquium IX zur Finanzierung des Mehraufwandes auf dem Weg zur Kirchenregion.

«GemeindeBilden»

Der Kirchenrat genehmigt Umlenkungsanträge aus den Gemeinden Zillis/Schamserberg, Küblis, Conters und Bregaglia. Umlenkungsanträge kompensieren wegfallende Unterrichtsstunden.

Castrisch/Riein/Sevgein

Weil die Kirchgemeinde über keinen Vorstand mehr verfügt, stellt sie der Kirchenrat unter Kuratel. Ein Kurator soll die Handlungsfähigkeit der Kirchgemeinde sichern.

Migration

Der Name der Fachstelle Migration, Integration und Flüchtlingsarbeit (MIF) wird in Zukunft geändert. Neu heisst sie dann «Fachstelle Migration».

Stefan Hügli, Kommunikation

Interkantonal enger zusammenarbeiten

Gesundheitswesen Die Kantone Graubünden, Glarus und St. Gallen wollen prüfen, ob sie in Zukunft in allen Bereichen der stationären Kliniken enger zusammenarbeiten. Das geht aus einer aktuellen Pressemitteilung hervor. Die Bereiche Akut-somatik, Psychiatrie und Rehabilitation stehen dabei im Zentrum. Ziel ist, eine hochwertige und bedarfsgerechte Versorgung der Bevölkerung über die Kantonsgrenzen hinweg zu gewährleisten. Nachdem Kosten und mögliche Patientenströme geprüft werden, soll eine Absichtserklärung der jeweiligen Kantone den Regierungen bis Mitte Februar vorliegen. Diese können dann entscheiden. cb

Ehrentag für Alleinlebende

Single Nach dem Valentinstag haben auch Alleinlebende am 15. Februar etwas zu feiern: den «Ehrentag der Singles» oder «Single Awareness Day». Die Aussage ist, dass der Status als Single kein defizitärer ist. Die Community Solo & Co, die sich in christlicher Tradition sieht, will Anbieterin für Alleinlebende sein. Singles seien in kirchlichen Kontexten oft nicht bedacht. So vermissen Alleinstehende etwa ein Seelsorge-Angebot in der Gemeinde oder dass speziell ihre Lebenssituation im Gottesdienst reflektiert wird, heisst es in einer Pressemitteilung. Die Gemeinschaft Solo & Co ist in Deutschland, Österreich und der Schweiz aktiv. cb

Wieder mehr Leichtigkeit des Seins

Fasten Sich übersättigt zu fühlen an Angeboten für Körper und Seele ist heutzutage eher die Regel. Heilfasten hat nicht umsonst eine lange Tradition. Pfarrer Daniel Hanselmann leitet Fastengruppen.

Bald ist wieder Fastenzeit. Auch ausserhalb religiöser Tradition ist Fasten ein Trend. Doch was ist Fasten eigentlich genau?
Daniel Hanselmann: Fasten ist erst mal mehr als Abnehmen. Kommt jemand zu mir und sagt, ich will bloss abnehmen, dann ist er bei mir falsch. Beim Fasten geht es eher um die Reingung von Körper und Seele. Die Gewichtsabnahme ist eine positive Nebenwirkung davon.

In der Gemeinde und auch ausserhalb davon bieten Sie Fastengruppen an. Was passiert da?
Die Gruppen, die ich betreue, fasten jeweils acht Tage. Zeitlich fasten wir immer in der Zeit vor Ostern. Bevor es losgehen kann, führe ich mit allen Teilnehmenden ein kurzes Gespräch. Ich will den Gesundheitszustand und mögliche Medikationen wissen. Denn Schwangere und Men-

schen, die Psychopharmaka einnehmen, sowie Kinder sollten auf keinen Fall fasten. Zum Einstieg in die Fastenwoche bekommen alle Rationen an Glaubersalzen. Mit dem natürlichen Abführmittel begeben sie den ersten Fastentag als Glaubertag. Am Abend kommen wir alle wieder zusammen und löffeln gemeinsam eine Gemüsebrühe.

Als Pfarrer liegt Ihnen die spirituelle Seite des Fastens am Herzen. Wie bringen Sie das in die Fastengruppen ein?
Wir essen die allabendliche Fastensuppe im Schweigen. Wie in klösterlicher Tradition lese ich dazu etwas aus der Literatur zum Thema Fasten. Anschliessend erzählen die Teilnehmenden, wie es ihnen ergangen ist an dem Tag. Dann führe ich in eine Meditation und Kontemplation ganz nach orthodoxer Traditi-

on. Wochenthemen wie «Loslassen» oder «Vertrauen» in meinen Körper, dass er mich in der Fastenperiode gut versorgt, sind Themen der kleinen Exerzitien, die ich anbiete.

Innert acht Tagen verzichten die Teilnehmenden auch auf Genussmittel wie Kaffee. Zeigt sich so etwas wie Entzugserscheinungen?
Bei einigen schon. Es können Kopfschmerzen auftreten, wenn der Kaffee auf einmal weggelassen wird. Aber dafür habe ich Hilfsmittel aus meiner Fastenapotheke. Spezielle Tees, die ich dann verabreichen kann. Denn die Idee ist, dass sich die Fastenden acht Tage lang ausschliesslich von verdünnten Obst- und Fruchtsäften sowie Wasser und Tee ernähren.

Von welchen Erfahrungen haben die Teilnehmenden berichtet? Was hat das Fasten mit ihnen gemacht?

«Wenn jemand zu mir kommt und sagt, ich will bloss abnehmen, dann ist er bei mir falsch.»

«Ich habe die Leichtigkeit des Seins entdeckt», sagte mal ein Teilnehmer. Und das bringt es wohl ganz gut auf den Punkt. Fastende fühlen sich körperlich leichter und besonders auch geistig. Ich erlebe bei mir selbst eine Form von «Begeisterung», fühle mich freier. Die Sinne werden schärfer. Eine Frau, die regelmässig teilnimmt, sagt: Ich kann während des Fastens immer auf meine Brille verzichten.

Kann regelmässiges Fasten Auswirkungen auf die Gesundheit haben?
Ja, und zwar im positiven Sinn. Wer einmal im Jahr fastet, kann dem Griff der Zivilisationskrankheiten wie Bluthochdruck und Diabetes ein wenig mehr entkommen. Diabetes lässt sich medizinisch nachweislich verbessern. Menschen mit Rheuma erzählen, dass sie während des Fastens weniger Schmerzen haben.

Warum haben Sie sich zum Fastenleiter ausbilden lassen?
Weil ich anderen Menschen die positive Wirkung vom Fasten vermitteln möchte. Ich selbst hatte mal zwanzig Kilogramm Übergewicht, die sich während des Studiums angesammelt haben. Mit dem regelmässigen Fasten konnte ich einiges an Gewicht verlieren und vor allem das Gewicht nachhaltig halten. Das ist der Clou. Bis heute faste ich jeweils zwei Mal pro Jahr.

Zum Fasten gehört auch das Fastenbrechen. Welches Ritual hat Ihre Fastengruppe?
Wir kommen zusammen und alle erhalten einen Apfel. Denn auch der

Kostaufbau nach dem Fasten muss vorsichtig vor sich gehen. Dann feiern wir gemeinsam Abendmahl und die Worte: «Sehet und schmecket, wie freundlich der Herr ist» wirken wesentlich intensiver als sonst. Da fliessen schon mal Tränen der Rührung bei den Teilnehmenden.

Auf diese Weise kann man durch den Verzicht die Freude am Essen wieder erhöhen, oder?

Oh ja. Ich faste so, dass ich am Montag nach Palmsonntag das Fasten breche. Dann habe ich die Karwoche für den langsamen Kostaaufbau und erlebe sie wirklich als karg. Das möchte ich auch genauso. Zu Ostern ist dann kein Schokohase vor mir sicher. Wenn ich wieder alles essen kann, fühle ich mich selbst als wäre ich auferstanden.

Interview: Constanze Broelemann



Daniel Hanselmann, 51

Der Pfarrer in Sagogn Laax Falera hat eine Ausbildung zum ärztlich geprüften Fastenleiter DFA an der Deutschen Fastenakademie in Frankfurt absolviert. Zusätzlich machte er ein MAS in Spiritualität an der Universität Zürich. Die Methode des Heilfastens hat der deutsche Arzt Otto Buchinger erfunden. Bis heute wird sie in der Buchinger Klinik am Bodensee angewandt.

www.buchinger-wilhelmi.com

INSERTATE

Fangen Sie ruhig bei Adam und Eva an.

Werden Sie Religionslehrerin oder Religionslehrer und vermitteln Sie jungen Menschen religiöse und ethische Kompetenz.

Ostschweizer kirchlich-theologischer Ausbildungsverbund (Oktav)

Ausbildungsgang 2020-2023: Jetzt anmelden!

Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons St.Gallen
Religionspädagogisches Institut

evangelisch-reformierte Landeskirche beider Appenzel

Information und Anmeldung
GR: oktav.gr-ref.ch
SG/AR/AI: ref-sg.ch/rpi

reformiert.

Die App von «reformiert.» noch heute herunterladen unter punktsieben.ch

Die Kunst, theologische Texte zu verstehen

Theologie kompakt
Lehrgang ab 28. März

info@fokustheologieref.ch
www.fokustheologieref.ch

Kinder fördern
Glauben entdecken
Familien stärken
Kirche leben

www.kindundkirche.ch
VERBAND KIND UND KIRCHE

Kloster Kappel

Ein besonderer Weg zur Osterfreude. Fasten, Beten, Malen wie im östlichen Mönchtum, 26. Feb. – 1. März

KlosterTage zu Ostern. Festtage individuell gestalten und doch in Gemeinschaft verbringen, 9. – 12. April

Tel. 044 764 87 84 | www.klosterkappel.ch

80 Jahre Unterwegs zum Du

Partnervermittlung persönlich - beratend - begleitend

www.zum-du.ch
052 536 48 87

www.friedwald.ch

Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

DOSSIER: *Avec-Papiers*

Nach Jahren im Schatten die Eintrittskarte in die Gesellschaft

Migration Virginia Salcedos Weg führte von den Philippinen über Saudi-Arabien nach Genf. Unversichert und ohne Papiere zieht sie die Kinder anderer auf, um den eigenen eine Zukunft zu ermöglichen. Nach zwölf Jahren erhält sie die Aufenthaltserlaubnis.

Text: Cornelia Krause

Illustrationen: Rahel Nicole Eisenring

Virginia Salcedo sitzt vor der Regalwand im schwarzen Ledersessel. Hinter ihr stehen die Bücher ordentlich in Reih und Glied, eine Leselampe verströmt warmes Licht. Es herrscht Wohnzimmeratmosphäre. Bis sich die Glastür öffnet und die nächsten Reisenden hineindrängen, die sich an diesem nebelverhangenen Samstagnachmittag im November einen Kaffee im Genfer Hauptbahnhof gönnen.

Virginia Salcedo hat kein eigenes Wohnzimmer, in das sie Gäste einladen könnte. Ihr Zuhause ist der öffentliche Raum, obwohl er hohe Risiken für sie birgt. In erster Linie die Gefahr, entdeckt zu werden.

Eine einzigartige Initiative

Sie ist eine von geschätzt 13 000 Sans-Papiers, die im Kanton Genf leben. Und eine, die ihre Situation ändern will, dank einer schweizweit einzigartigen Initiative namens «Papyrus»: Die Genfer Behörden ermöglichen seit 2017 Hunderten Papierlosen, ihren Aufenthaltsstatus zu legalisieren. Nach Jahren des Schattendaseins dürfen die Betroffenen offiziell existieren und arbeiten.

Salcedo hat ihren Antrag gestellt und wartet jetzt auf den Bescheid vom Staatssekretariat für Migration in Bern. «Ich will mich beteiligen

«Ich will mich beteiligen und in der Schweiz Steuern zahlen.»

Virginia Salcedo
Hausangestellte

und Steuern zahlen. Ich will Teil dieser Gesellschaft werden», sagt sie, die bereits zwölf Jahre in Genf lebt. Virginia Salcedo sagt aber auch: «Selbst ohne Papiere ist es ein Privileg, hier zu sein.»

Es braucht den Blick in die Vergangenheit, um diesen Satz zu begreifen. Ihr fällt es nicht leicht, darüber zu reden. «Die Erinnerungen wühlen mich auf», sagt sie und nestelt am goldenen Stricktop.

Sie ist eine zierliche, gepflegte Frau: Halblange dunkle Haare, eine violette Brille, Jeans und silberne Glitzersneaker, die Fingernägel trägt sie beige lackiert. Den Kaffee bestellt sie auf Französisch, am Morgen war sie im Sprachunter-

richt. Ihre Geschichte erzählt sie auf Englisch, eine der Landessprachen ihrer Heimat, den Philippinen. Es ist die Geschichte einer Arbeitsnomadin. Vor 59 Jahren kam sie im südostasiatischen Inselstaat zur Welt. Sie ist die Tochter eines Kohlearbeiters, der auch einen Kleinbauernhof besitzt. Das christliche Elternhaus ist streng religiös.

Eltern bestanden auf Heirat

Mit 19 Jahren soll sie gegen ihren Wunsch heiraten. «Ich wusste, das kommt nicht gut mit diesem Mann,

ich bat meine Eltern, davon abzusehen.» Doch die Eltern bestehen darauf. Bald kommen die Kinder, erst vier Jungen, dann vier Mädchen. Und damit der Kampf um den Lebensunterhalt der Familie, dem ihr Ehemann nicht gewachsen ist. «Er trank viel und hangelte sich von Job zu Job», erzählt Salcedo.

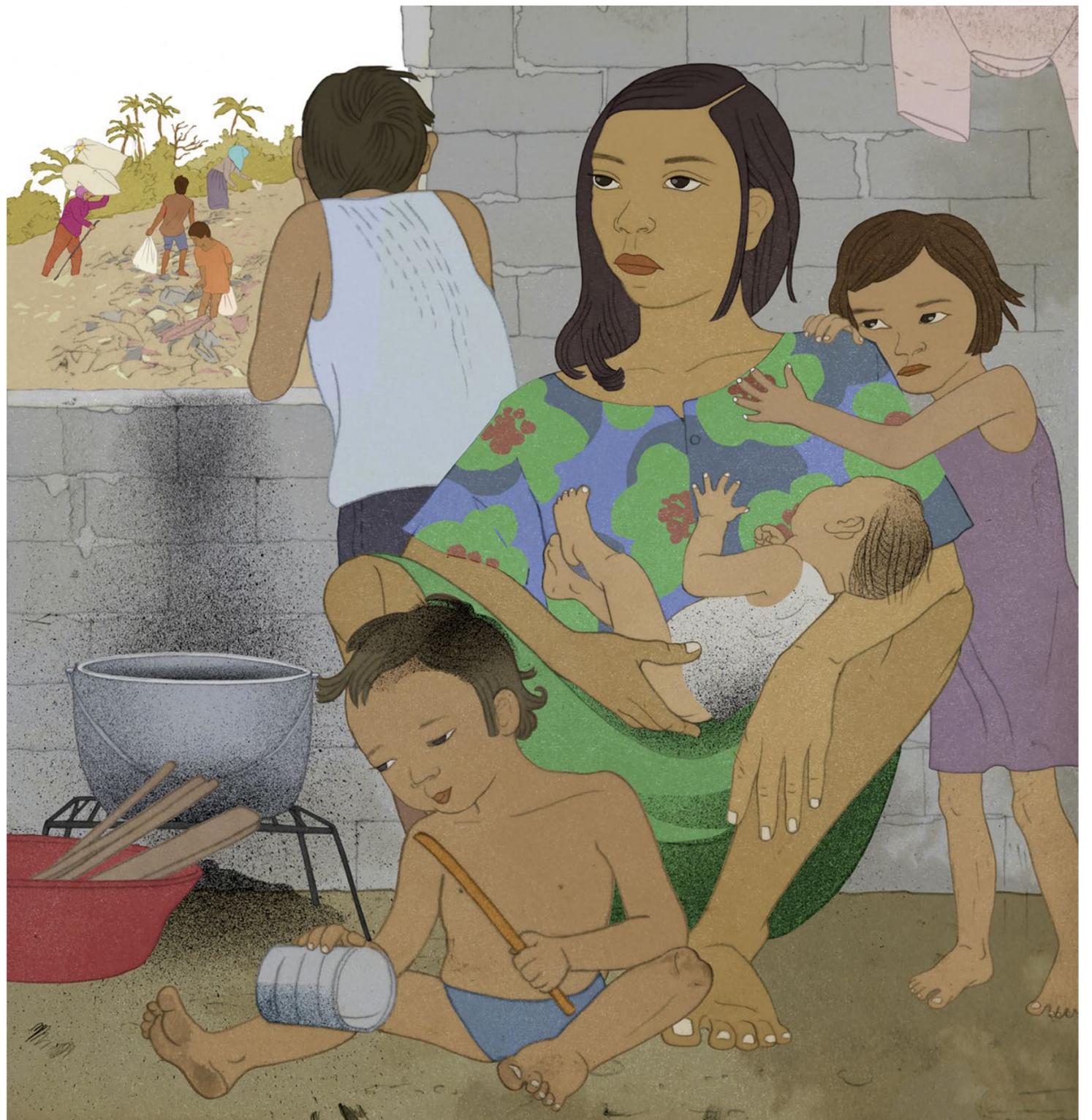
Sie hat gerade das fünfte Kind bekommen, als die Familie ins Visier der kommunistischen Rebellen der New People's Army gerät. Das Ehepaar hatte einen Bibelkreis auf einem nahen Armeestützpunkt be-

sucht. «Für die Rebellen waren wir Verräter.» Anderthalb Stunden bedrohen die Männer die Familie, halten den Eltern Gewehre an die Schläfen. «Das war der schlimmste Moment meines Lebens.» Sie weint.

Sie nimmt ein Taschentuch aus der Handtasche, macht eine Pause, bevor sie weiterspricht. Die Rebellen ziehen ab, wohl aus Angst, dass das Militär der Familie zu Hilfe kommt. Doch das Ehepaar fühlt sich nicht mehr sicher. Es folgen Umzüge von einer philippinischen Insel zur nächsten, mal zieht der Mann

weg und holt die Familie nach, mal lebt das Paar getrennt.

Mit sieben Kindern wohnen sie schliesslich in der Hauptstadt Manila. Der Mann trinkt, verspielt den kärglichen Lohn. Doch eine Scheidung ist keine Option. Bis heute gibt es die Möglichkeit im katholisch geprägten Land nicht. Die Familie lebt in der Nähe von Müllbergen, die älteren Kinder passen auf die Jüngeren auf. Virginia Salcedo verkauft bis spät am Abend Essen am Strassenrand für umgerechnet anderthalb Dollar am Tag.



Vor der Trennung: In Manila lebt die Familie in Armut und ohne Perspektiven.

Das Geld reicht kaum für Baby-nahrung, sie gibt dem Säugling Zuckerwasser. Eines Tages kommt der 8-jährige Sohn, sagt stolz: «Mama, ich kann dir helfen, ich habe ganz viel Geld.» Er hatte auf den Müllbergen Plastikflaschen gesammelt und weiterverkauft. «Der Gedanke, dass meine Kinder dort herumklettern, war mir unerträglich. Ich wusste, es muss sich etwas ändern», erzählt Virginia Salcedo.

Von Armut in Abhängigkeit

Sie zieht zurück aufs Land und bekommt dort das letzte Kind. Als die Tochter sechs Monate alt ist, erfährt sie von der Möglichkeit, in Saudi-Arabien als Hausangestellte zu arbeiten. Legal für 300 Dollar im Monat. Kurz darauf sitzt Salcedo im Flieger, die Kinder lässt sie bei ihrer Schwester und ihrem Mann.

Der Umzug wird für die damals 42-Jährige zu einer Reise aus der Armut in die Fremdbestimmung. Sie ist eine von mehreren Hausangestellten einer wohlhabenden Saudi-Familie. Sie putzt das Haus, umorgt die Kinder, ihren Lohn schickt sie auf die Philippinen. Einmal im Jahr fährt sie heim. Das Anwesen in Riad ist gross, aber seine Mauern sind die Grenzen ihrer Welt. Die Frauen dürfen nicht alleine auf die Strasse, ihren Glauben kann sie nicht leben. «Trotzdem hatte ich es gut mit der Familie. Sie waren freundlich.» Die Saudis nehmen Salcedo auf Reisen als Nanny mit. Sie sieht London, Pa-

ris, Madrid. Doch ihren Pass behalten die Arbeitgeber dabei stets ein.

Sie nimmt einen Schluck Kaffee, schaut sich um. Im Lokal herrscht ein Kommen und Gehen, in einer Ecke stapeln sich die Koffer einer kleinen asiatischen Reisegruppe. «Die Schweiz habe ich damals auch besucht.» Denn die Saudis besitzen in Crans-Montana ein Ferienhaus.

Virginia Salcedo ist mehrmals im Wallis, lernt eine Philippinerin kennen, die mit einem Schweizer verheiratet ist. «Sie hat mir gesagt: Bleib hier, du verdienst hier viel mehr.» Doch sie zögert. Denn dann könnte sie nicht mehr nach Hause und wieder zurück in die Schweiz reisen, sie wäre ja illegal im Land. Zudem kann sie sich ohne Pass nicht einmal ausweisen.

Irgendwann brauchen die Kinder in der Heimat Geld für höhere Schule und Studium. «Ich habe damals viel gebetet, Gott um Rat gefragt», erzählt sie. Nach sieben Jahren drücken ihr die Arbeitgeber in Dublin erstmals den Pass in die Hand. Sie soll alleine in die Schweiz fliegen, die Einkäufe aus Europas Metropolen ins Ferienhaus bringen und alles für die Ankunft der Familie vorbereiten. «Da wusste ich, das ist Gottes Zeichen.»

Sie bringt die Koffer nach Crans-Montana. In einem Brief entschuldigt sie sich: Sie müsse das für ihre Familie tun. Dann taucht sie unter. In Genf kann sie in einer Wohnung ihrer Freundin aus Crans-Montana

wohnen. Später zieht sie in ein anderes Studio, teilt sich ein Zimmer mit weiteren Sans-Papiers. Und arbeitet als Hausangestellte und Nanny: ohne Aufenthaltspapiere, weder kranken- noch sozialversichert.

Werbung in Sprachschulen

Nur zwei Tramstationen vom Bahnhofscafé entfernt sitzt Lisandro Nanzer in einem spärlich möblierten Büro. Die Jahre im Nahen Osten, die Flucht in die Schweiz, für den Sozialarbeiter des kirchlichen Hilfswerks Heks ist Salcedos Lebenslauf eindrücklich, aber nicht einzigartig. Vor gut einem Jahr hat sie ihn hier aufgesucht, sie brauchte Hilfe bei der Legalisierung.

Seit die Genfer Regierung im Februar 2017 das Programm «Papyrus» bekannt gemacht hatte, haben Nanzer und seine Kollegin mit anderen Organisationen und Gewerkschaften Hunderte Sans-Papiers beraten, geprüft, ob alle Kriterien für die Legalisierung erfüllt sind, und dann die Anträge an das kantonale Migrationsamt geschickt. Zudem machte der schlanke Mittdreissiger mit argentinischen Wurzeln Werbung für «Papyrus»: in Sprachschulen, Kirchengemeinden und anderen Treffpunkten der Papierlosen.

Nanzer kennt die Abgründe, die sich hinter den Mauern mancher Genfer Villa auftun: Stundenlöhne von zwölf Franken, permanente Verfügbarkeit, 12- oder 14-Stunden-Schichten. Er zieht eine vierseiti-

ge Liste hervor, die ihm eine Hausangestellte von einem Bewerbungsgespräch mitgebracht hat. Es ist eine detaillierte Aufgabenbeschreibung, tägliche, wöchentliche, monatliche Aufgaben.

Es ist so ziemlich alles dabei, was man im Haushalt überhaupt erledigen kann. Vom Staubwischen (auch unter dem Sofa) über das Zubereiten von Fruchtsalat (bevor die Früchte schlecht werden) bis hin zum Putzen der Reitstiefel, wenn die Tochter des Hauses aus dem Stall zurückkommt. Und die allerletzte Aufgabe, wenn alles andere erledigt ist: «Gut Französisch lernen!» Nanzer schüttelt den Kopf, er hat schon viel gesehen, aber diese Unverfrorenheit macht ihm zu schaffen.

Seine Erkenntnisse decken sich mit den Erfahrungen Salcedos. Ihr Lohn schwankte auf die Stunde gerechnet zwischen 11 und 13 Franken, 400 Franken im Monat gingen für die Miete drauf. Sie wechselte mehrmals den Arbeitgeber. Oft arbeitete sie lange Schichten auch in Randzeiten, ohne Lohnausgleich.

Ausbeuterische Arbeitgeber gibt es in allen Berufsfeldern. Sogar Angestellte des UN-Flüchtlingshilfswerks UNHCR sind dem Heks-Mitarbeiter Lisandro Nanzer bei der Arbeit begegnet. «Und die müssten es ja eigentlich besser wissen.»

Die Arbeitgeber können Sans-Papiers sozialversichern, doch nur wenige täten das, sagt er. Ab und an macht er aber auch gute Erfahrun-

gen: «Es gibt immer wieder Arbeitgeber, die faire Löhne zahlen, und solche, die ihre Angestellten bei der Legalisierung unterstützen.»

Ständige Unsicherheit

Wie Virginia kommen die meisten Sans-Papiers mit der Absicht ins Land, wenige Jahre zu bleiben. In der Regel mit konkreten Zielen, etwa Geld für Studiengebühren der Kinder zu verdienen. «Doch dann gibt es immer einen Grund, noch

«Es gibt immer wieder Arbeitgeber, die ihre Angestellten bei der Legalisierung unterstützen.»

Lisandro Nanzer
Heks-Sozialarbeiter

dazubleiben, ein neues Ziel.» So werden aus wenigen Jahren viele. Die vertraglosen Arbeitsverhältnisse bedeuten ständige Unsicherheit. «Es gibt Fälle, in denen Familien der spanischsprachigen Nanny nach vielen Jahren von jetzt auf gleich kündigen, weil die Kinder nun Englisch lernen sollen», sagt Nanzer.

Salcedo war trotz schwieriger Bedingungen mit den meisten Arbeitgebern zufrieden. «Wichtiger als der Lohn ist, dass mich die Familie respektiert.» Nur einmal ging sie von sich aus. Das Ehepaar mit schlossartem Anwesen nahe Genf habe sie «wie ein Tier behandelt». Sie musste gar ihre eigene Flasche mit Trinkwasser mitbringen.

Derzeit arbeitet die Philippinerin für ein Paar mit einem fünfjährigen Sohn. Den Jungen betreut sie, seit er ein Baby war. Sie verdient etwas über 3000 Franken im Monat, den Grossteil schickt sie nach Hause. Vor drei Jahren hat sich das Paar getrennt. Salcedo gab das Studio mit anderen Sans-Papiers auf und zog in die Wohnung der Frau. Rund zwölf Stunden pro Tag kümmert sie sich neben dem Kind um die Haushalte der Eltern. Am Wochenende springt sie ein, wenn die Mutter ausschlafen will. «Ich gehöre ja fast zur Familie, da macht mir das nichts aus.»

Weihnachten zu Hause

Die Teilnahme an «Papyrus» sprach sie mehrfach gegenüber den Arbeitgebern an. «Aber der Mann sagte, das sei zu kompliziert.» Ihm dürfte klar sein: Ist Salcedo den Behörden bekannt, wird er für die illegale Beschäftigung in den letzten Jahren zwar nicht bestraft. Doch ihm drohen Nachzahlungen der Sozialversicherungsbeiträge.

Am Ende meldete sich Salcedo ohne das Wissen des Paares für das Programm an. Sie rang sich auch dazu durch, weil ihre Mutter erkrankte und sie zu Besuch nach Hause wollte. Schon die Anmeldung für «Papyrus» macht es möglich, für ein paar Wochen ins Heimatland und zurück zu reisen.

Weihnachten 2018 sieht Virginia Salcedo nach über zehn Jahren Trennung ihre Kinder wieder. Drei Töchter holen sie am Flughafen ab. Im schummrigen Licht des Terminals habe sie die Mädchen zuerst gar nicht erkannt. «Dann haben sie sich auf mich gestürzt.» Sie lacht und nimmt einen Schluck Kaffee.

Zum ersten Mal lernt sie ihre neun Enkelkinder kennen. «Jedes überreichte mir eine Blume zur Begrüssung.» In ihren Augen glänzen Tränen. 23 Personen waren sie bei der Weihnachtsfeier: Kinder und Schwiegertöchter, Enkel. «Es war unbeschreiblich.» Die Familie hält das Wiedersehen in Bildern und Filmen auf Facebook fest. Enkel und Schwiegertöchter posieren mit Salcedo – an der Wand prangen goldene Buchstabenballone: «Welcome Home Mama».

Die Kinder haben für das Wiedersehen T-Shirts gekauft mit der Aufschrift «Family is Love». Und erstmals seit Jahren feiern sie Virginia Salcedos Geburtstag gemeinsam. Sie verlegen die Feier vor. Am eigentlichen Termin Mitte Januar muss sie wieder in der Schweiz sein.

Ein Abbild der Community

Die philippinisch geprägte Gemeinde CCFI teilt ihr an einer Ausfallstrasse gelegenes Gebäude mit einer spanischsprachigen Kirche. An diesem Nachmittag finden sich gut 50 Gemeindeglieder ein. Vorwiegend Frauen, viele davon Hausangestellte – ein Abbild der philippinischen Community in Genf.

Auf einer Bühne singen vier Frauen und ein Mann mit Mikrofonen christliche Popmusik. «God is great.» Virginia singt klar und kräftig mit. Nach zwei Liedern begrüßen sich die Gottesdienstbesucher, viele umarmen sich. Pastor Romeo Matutina hält die Predigt auf Englisch, er erzählt vom Advent als Zeit des Hoffens. «Hoffnung ist der Arbeitgeber, der dir den Job anbietet», sagt er. Und: «Es gibt immer wieder Zeiten, in denen Gott uns prüft.»

Denn Weihnachten feiert sie wieder auf den Philippinen. Die Flügel sind gebucht, die Kinder zählen die Tage bis zur Ankunft. «Jeden Tag bekomme ich ein SMS.» Sie lacht über ihren Adventskalender.

Angst vor den Nachbarn

Für das Treffen hat Virginia Salcedo das Thai-Restaurant im Einkaufszentrum La Praille vorgeschlagen. Hier geht sie manchmal mit Freundinnen essen. Die Geschäfte sind geschlossen, in den Schaufenstern hängen noch die Black-Friday-Plakate neben blinkender Weihnachtsdeko. Das Restaurant ist gegen halb zwölf fast leer. Salcedo hat ihre Freundin Julia Torres (Name geändert) mitgebracht. Auch sie ist eine philippinische Sans-Papiers, die bereits seit 20 Jahren in Genf lebt. Meh-

«Wir haben jahrelang für eine Legalisierung gebetet.»

Romeo Matutina
Pastor CCFI

rere Jahre teilten sie sich ein Zimmer, Salcedo im Stockbett unten, Torres oben.

Virginia Salcedo spricht ein Tischgebet, bedankt sich bei Gott für das Essen und die Gemeinschaft. Für sie sind die Tage am Rande der Gesellschaft vorbei, für Julia Torres sind sie noch Realität.

Am meisten Sorge machen den Sans-Papiers die Nachbarn. Sie befürchten, von ihnen angeschwärzt zu werden, wie Julia Torres erzählt. «Man muss leise sein und unauffällig. Und das, obwohl philippinische Frauen gerne zusammen kochen, viel lachen und auch einmal singen», bestätigt Salcedo.

Bei der Arbeit gibt es strikte Regeln: Die Tür nicht öffnen, wenn nie-

«Papyrus» definiert klare Kriterien zur Legalisierung

Dem Genfer Regierungsrat Pierre Maudet diene die «Opération Papyrus» in erster Linie dem Kampf gegen die Schwarzarbeit. Für Gewerkschaften und Sans-Papiers-Organisationen war sie ein Akt der Menschlichkeit. Erstmals ermöglichte ein Kanton in Zusammenarbeit mit dem Bund die breit angelegte Legalisierung von Papierlosen, indem er klare Kriterien für eine Aufenthaltsbewilligung definierte. Normalerweise legalisieren die Kantone allenfalls in nachgewiesenen Härtefällen den Aufenthalt von Einzelpersonen. Nach jahrelangen geheimen Diskussionen mit Sozialpartnern und Nichtregierungsorganisationen wurde «Papyrus» im Februar 2017 vorgestellt.

Damals hatte der Kanton in einer Testphase bereits rund 600 Menschen die Aufenthaltsgenehmigung erteilt. Die Voraussetzungen: Die Personen müssen mindestens zehn Jahre im Kanton Genf gelebt haben (Eltern mit Schulkindern fünf Jahre). Sie müssen einen oder mehrere Jobs haben, finanziell unabhängig sein sowie Französisch lernen und ein Strafregister ohne Einträge vorweisen können. Die Unterstüt-

zung der Arbeitgeber ist für den Prozess nicht notwendig. Sie müssen auch keine Strafen infolge der illegalen Beschäftigung fürchten. Allerdings: Nachdem die Aufenthaltsbewilligung erteilt wurde, können die Behörden von den Arbeitgebern rückwirkend Sozialversicherungsbeiträge einfordern. Die Mehrheit der Sans-Papiers wird nach Einschätzung von Hilfswerken und Organisationen von ihren Arbeitgebern nicht versichert, obwohl dies möglich wäre.

Überwiegend Hausangestellte

Einer im Frühjahr 2019 gezogenen Zwischenbilanz zufolge stammen 74 Prozent der «Papyrus»-Anträge von Bewerberinnen aus dem Bereich Hauswirtschaft, 6 Prozent der Teilnehmenden arbeiten in der Gastronomie, 5 Prozent im Bau. Damit nehmen vor allem Frauen am Programm teil. Auch profitieren viele Kinder von «Papyrus». Wie viele Menschen schliesslich eine Aufenthaltsbewilligung bekommen, ist noch unklar. Bei ihrer Zwischenbilanz rechneten die Behörden mit etwa 3500 Personen. Gut 1800 Bewilligungen waren damals schon erteilt, zahlreiche Verfahren waren hingegen noch nicht abgeschlossen. Das Programm «Papyrus» lief auf Ende Dezember 2018 aus, seitdem wird das Prozedere leicht abgeändert weitergeführt. Dabei wurden einzelne Kriterien, etwa mit Blick auf bereits vorhandene Sprachkenntnisse verschärft.

Die Genfer Regierung lässt das Programm mit der Studie «Parchemins» wissenschaftlich begleiten. Forscher der Universität Genf und des Unispitals untersuchen derzeit die gesundheitlichen und sozioökonomischen Effekte der Legalisierung (Interview Seite 8).

Basel will nachziehen

Schätzungen des Bundes zufolge leben in der Schweiz rund 76 000 Sans-Papiers, davon rund 28 000 im Kanton Zürich, 13 000 im Kanton Genf, 12 000 im Kanton Waadt, 4000 in Basel-Stadt und 3000 im Kanton Bern. «Papyrus» könnte grundsätzlich als Blaupause für die Regularisierung dienen. Die grössten Chancen für politische Unterstützung eines solchen Verfahrens sehen Fachleute in stark städtisch geprägten Kantonen. So will etwa Basel-Stadt nachziehen. 2017 forderten dort Parlamentarierinnen und Parlamentarier verschiedene Parteien, dass die Regierung eine Legalisierung von Papierlosen nach dem Muster Genfs prüfe. Die dortige Anlaufstelle für Sans-Papiers reichte daraufhin beim kantonalen Migrationsamt neun Gesuche ein. Sieben wurden bewilligt, zwei sind derzeit noch hängig. «Das ist ein Zeichen, dass das Prozedere grundsätzlich funktioniert, wiewohl die Kriterien streng sind», sagt Fabrice Mangold, Co-Leiter der Anlaufstelle. Im Kanton Zürich lehnt der Regierungsrat eine breit angelegte Legalisierung hingegen ab.



Das Haus der Arbeitgeber setzt ihrer Welt enge Grenzen: Virginia Salcedo in Saudi-Arabien.



Offiziell gibt es sie nicht: Virginia Salcedo als Nanny in Genf.

Die Predigt ist nahe an der Lebensrealität der Gläubigen. «Eini-ge sind auf Jobsuche, das Thema ist für sie extrem wichtig», sagt er nach dem Gottesdienst. Ebenso die Bot-schaft, dass sich alles verändern, besser werden kann. «Papyrus» sei ein gutes Beispiel: «Jahrelang haben wir für eine Legalisierung gebetet.»

Matutina wirbt in der Gemeinde für das Programm. Lisandro Nan-zer vom Heks stand schon einmal auf der Bühne des Gemeindegottes-dienstsaals. «Aber es gibt auch viele, die die Kri-terien nicht erfüllen, weil sie zu dem Beispiel noch nicht lange genug in der Schweiz leben», sagt Matutina. Die Gemeinde sei Anknüpfungspunkt für viele Neuankömmlinge, ein Anker, eine Ersatzfamilie.

Im Foyer gibt es ein philippini-sches Buffet, in Teig gebackene Ban-anen, gebratene Nudeln. Virginia Salcedo erzählt, wie sie unter der Trennung der Familie litt, die jün-gste Tochter nicht einmal mehr neben ihr schlafen wollte, als sie aus Sau-di-Arabien zu Besuch kam.

Sie hat die Kinder anderer aufge-zogen, die eigenen mussten für sich schauen. «Das war manchmal hart. Aber ich musste das tun, als Mutter ist es meine Aufgabe, den Kindern eine gute Zukunft zu ermöglichen.»

Ihre Söhne und Töchter konnten ein grosses Haus auf dem Land bau-en, ein zweites in der Stadt kaufen, wo viele von ihnen studierten. Zwei Söhne seien IT-Experten, eine To-chter Lehrerin, eine andere Apotheke-rin, zählt sie auf. In ihrer Stimme schwingt Stolz mit.

Als Touristin nach Madrid Heimkehren will Virginia Salcedo noch nicht. Die zwei jüngsten Kin-der sind noch in der Ausbildung, sie muss Geld verdienen. Mittels Vi-deotelefonie und Chat hält sie leich-ter Kontakt zu ihrer Familie als vor 15 Jahren. Ausserdem erreichen sie aus dem Heimatdorf ab und an Bit-ten um Geldspenden etwa für Schul-bücher. «Ich bin froh, wenn ich et-was von dem zurückgeben kann, was ich hier bekommen habe. Die

«Die Schweiz ist ein Segen für mich – mit und ohne Papiere.»

Virginia Salcedo
Hausangestellte

Schweiz ist ein Segen für mich – mit und ohne Papiere.»

Auch möchte sie den neuen Auf-enthaltsstatus für sich auskosten: Als Touristin will sie europäische Hauptstädte besuchen. Als Erstes Madrid, mit einer Freundin.

Zukunftssorgen sind ihr geblie-ben. Sie muss eine neue Stelle fin-den. Nach der definitiven Trennung ihrer Arbeitgeber will der Mann den Lohn nicht mehr zahlen. Sie vermut-et, er wolle vermeiden, für Sozial-versicherungsbeiträge nachträglich zur Kasse gebeten zu werden.

Die Predigt von Pastor Matutina und das Beten um Erfolg bei der Ar-beitssuche haben Salcedo besonders berührt. Sie ist zuversichtlich. «Gott hat mir immer eine Lösung, immer einen Weg gezeigt.» Mitte Januar kommt sie aus den Philippinen zu-rück. Bei Bewerbungsgesprächen will sie nun selbstbewusster auftre-ten, für sich einstehen. «Ich kenne jetzt meine Rechte.»

«Als würde ihre biologische Uhr schneller ticken»

Gesundheit Yves-Laurent Jackson ist am Genfer Unispital für besonders schutzbedürftige Patienten zuständig. Er erforscht, was die Legalisierung für die Gesundheit einstiger Papierloser bedeutet.

Haben Sans-Papiers besondere me-dizinische Bedürfnisse?

Yves-Laurent Jackson: Ja und Nein. Natürlich erwischt sie die Grippe. Oder sie werden schwanger wie an-dere Frauen auch. Aber sie leben unter einem enormen Stress, arbei-ten meist hart und sind mit perma-nenter Unsicherheit konfrontiert. Chronische Krankheiten wie Diab-etes zeigen sich früher oder treten gehäuft auf. Als würde ihre bio-logische Uhr schneller ticken. Der Stress und die oft jahrelange Tren-nung von der Familie schlagen auf die Psyche. Das Umfeld beeinflusst die Gesundheit stark.

Sie forschen, ob sich die Legalisie- rung auf die Gesundheit auswirkt. Welche Erkenntnisse gibt es?

Noch ist es zu früh für eine Bilanz, viele, die an unserer Studie teilneh-men, stecken noch im Prozess der Legalisierung. Aber wir sehen, dass die Menschen sich gesundheitlich

besser fühlen, je näher sie der Auf-enthaltsbewilligung kommen. Sie haben mehr Zuversicht in die Zu-kunft, Zugang zu mehr Ressourcen und mehr Stabilität. Sie können Plä-ne schmieden, Beziehungen einge-hen. Sie müssen nicht mehr nur von Tag zu Tag leben. Und dass sie wie-der ihre Familie besuchen dürfen, ist sehr wichtig.

Das klingt doch ermutigend.

Stimmt. Es ist eine Verwandlung, sie schlüpfen in eine neue gesell-schaftliche Rolle. Aber die Euphorie könnte sich als Strohfeder erwei-sen. Denn selbst wenn diese Men-schen aus dem Schatten ins Licht treten und sich die Rahmenbedin-gungen verbessern: Sie sind noch immer unten auf der sozialen Lei-ter. Viele arbeiten nicht in dem Job, für den sie qualifiziert sind, sie können sich oft keine eigene Woh-nung leisten, daran ändert auch der Aufenthaltsstatus wenig.

Genf geht bei der Versorgung von Unversicherten einen anderen Weg als die übrigen Kantone. Warum?

Der Zugang zum Gesundheitssys-tem ist eine Frage der Ethik und der Menschlichkeit. Wir wollen, dass versicherte und unversicherte Per-sonen gleich gut behandelt werden. Genf hat anders als die meisten Kan-tone die medizinische Versorgung von Unversicherten nicht an Orga-nisationen ausgelagert. Sie erfolgt im öffentlichen Gesundheitssystem. Wir betreiben eine Praxis im Stadt-zentrum. Dort schauen sich ausge-bildete Pflegefachleute die Patienten an und vermitteln sie wenn notwen-dig an uns Ärztinnen und Ärzte im Krankenhaus weiter.

Wer kommt für die Kosten auf?

Einen Teil übernimmt der Kanton. Die Menschen sollen früh kommen, denn wenn sie den Arztbesuch her-auszögern, wird die Behandlung nur schwieriger und teurer. Je nach

Einkommen zahlen die Patienten dazu. Wir animieren sie, sich kranken-zuversichern. Das ist für Sans-Papiers möglich, viele wissen es nur nicht. Oder sie scheuen die re-gelmässigen Kosten, die ein finan-zielles Risiko darstellen in einem un-sicheren, oft schlecht bezahlten Job.

Interview: Cornelia Krause



Yves-Laurent Jackson

Der Mediziner unterrichtet an der Uni-versität Genf und leitet am Unispital die Abteilung für besonders schutz-bedürftige Patienten. Im Rahmen der vierjährigen Studie «Parchemins» befragt er rund 460 Sans-Papiers zu ihrem Gesundheitszustand. Zwei Drittel legalisieren ihren Status.



Legal im Land: Doch noch ist die Zukunft für die Philippinin ungewiss.

«Und küsse dem Papst den Pantoffel»

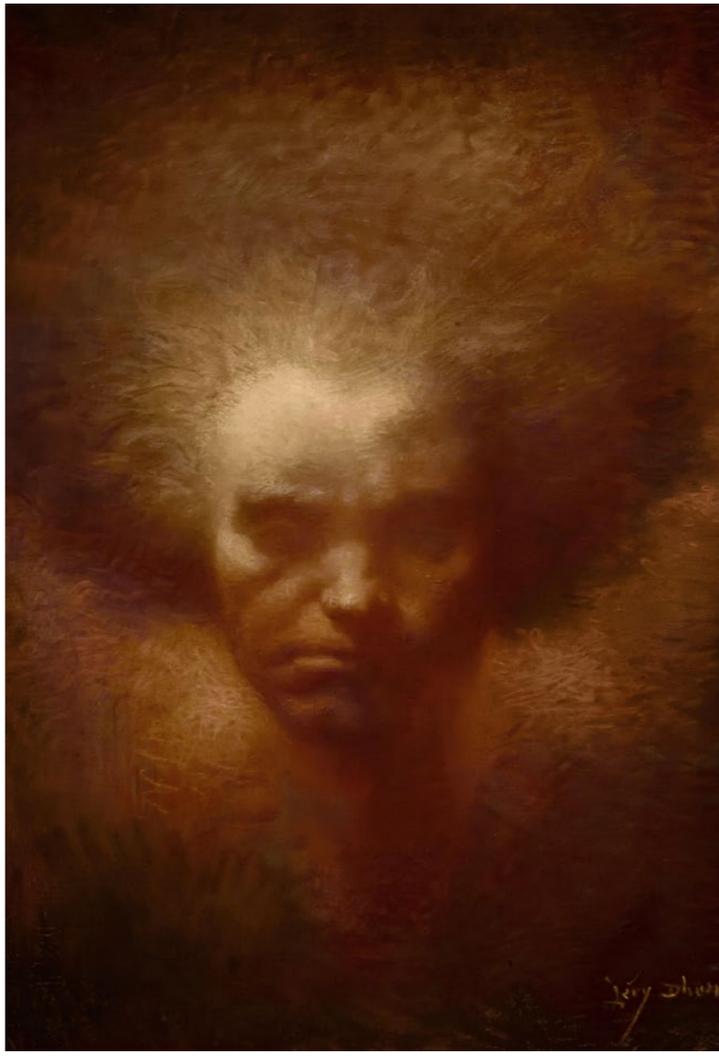
Gedenkjahr Im Jahr 2020 feiert die Kulturwelt den 250. Geburtstag von Ludwig van Beethoven. Wie gläubig war der grosse Komponist? Die Suche nach Gott war ihm wichtig, zur Kirche hielt er ironische Distanz.

Ta-ta-taaa! Wer kennt es nicht, das musikalische Motiv, mit dem sich ein dräuendes Schicksal gleich zu Beginn der fünften Sinfonie wuchtig ankündigt? Ludwig van Beethoven, dessen 250. Geburtstag im Jahr 2020 begangen wird, ist einer jener Komponisten, die sich dem kollektiven Gedächtnis besonders tief eingeprägt haben. Zunächst seiner Musik wegen, die an Prägnanz, Tiefgang und musikgeschichtlicher Wirkung ihresgleichen sucht. Aber auch, weil er als Person fasziniert. Noch heute weiss sozusagen jedes Kind: Beethoven, das war der gehörlose Musiker.

Auch sonst haftet diesem Kulturheroen so einiges Romanhafte an, sein Hörrohr, seine Wutausbrüche, seine Respektlosigkeit gegenüber adligen Gönnern, seine unglücklichen Liebesgeschichten, die hässliche Misere in seiner Wahlheimat Wien, seine Sittenstrenge und sein polternder Humor. Aber wie hatte er es eigentlich mit der Religion?

Theatralisch und ironisch
Überliefert ist zunächst einmal Anekdotisches. Eine Episode berichtet von der Begegnung Beethovens mit dem Jesuitenpater Maximilian Stadler. Beethoven sei vor dem Geistlichen theatralisch auf die Knie gesunken und habe um dessen Segen gebeten. Stadler habe der Bitte augenzwinkernd entsprochen, worauf ihm Beethoven in ebenfalls gespielter Überschwang die Hände geküsst habe. Seinem Bruder Johann empfahl er in einem Brief spöttelnd: «Lies alle Tage das Evangelium, führe Dir die Episteln Petri und Pauli zu Gemüte, reise nach Rom und küsse dem Papst den Pantoffel.» Sogar auf dem Totenbett soll er ironisch applaudiert haben, als ihm der Priester das Sterbesakrament gespendet hatte.

Solche Münsterchen belegen allerdings nur, dass der Katholik Beethoven zu den katholischen Autoritäten ein gespanntes Verhältnis hatte. Über seinen eigentlichen Glauben sagt dies nichts.



Beethoven nach einem Gemälde von Lucien Lévy-Dhurmer.

Foto: Alamy

War Beethoven gläubig? Zweifel kommen auf, wenn man liest, dass er in Jesus nicht den Messias, sondern einfach «einen gekreuzigten Juden» sah, der ihm wie Sokrates zum Vorbild im Leiden wurde. Für den gläubigen und erzkatholischen Altmeister Joseph Haydn, der den jungen, frisch nach Wien gezogenen Beethoven zeitweise in Kompositionslehre unterrichtete, gab es keinen Zweifel: Sein begnadeter Schüler war Atheist.

Und doch. Seine beste Komposition sei die Missa Solemnis, antwortete Beethoven einmal auf eine entsprechende Frage. Ausgerechnet seine grosse Messe, die von tief empfundener Religiosität durchdrungen ist. Wer solches komponiert, muss doch auch glauben, was er da in Töne setzt, zumindest ein bisschen. Oder etwa nicht?

In der Tat entwickelte sich der demokratisch und revolutionär gesinnte Freigeist Beethoven im Lauf

der Jahre zu einem in spirituellen Fragen höchst interessierten Menschen. Ungefähr ab 1800, mit Beginn seiner Ertaubung, lässt sich bei ihm eine vermehrte Hinwendung zu religiösen Fragen feststellen. «Die Worte <Gott> und <Gottheit> oder <der Allerhöchste> erscheinen nun deutlich häufiger in den Briefen und Tagebüchern», schreibt der Kunsthistoriker Malte Lohmann in einem Aufsatz. Dabei habe sich Beethoven nicht nur für die christlichen Konfessionen, sondern ebenso für Naturreligionen und östliche Glaubensbekenntnisse interessiert.

Vieles bleibt im Dunkeln

«Wenn Beethoven die <Gottheit> anruft, dann steht dahinter mithin ein universales Gottesbild, erwachsen aus einer überaus individuellen Religiosität, die Gottesglaube, Naturverehrung und aufklärerische Ideale zu verbinden sucht», fasst es Lohmann zusammen. Und der bekannte Dirigent Nicolas Harnoncourt formuliert es im Begleittext zu seiner «Missa»-Einspielung von 1992 so: «Wir wissen sehr wenig über die Frömmigkeit Beethovens. Er hat ein grosses Vertrauen und

«Ludwig van Beethoven hat ein grosses Vertrauen und eine fast kindliche Liebe zu Gott geäussert.»

Nicolas Harnoncourt
Dirigent

eine fast kindliche Liebe zu Gott geäussert. Wie sehr das kirchlich war, kann man nicht erkennen.»

Möglich wärs, dass er kirchliche Rituale ernster nahm, als man meinen möchte. In seinem berühmten Kanon «Signor Abate» ruft der kranke Musiker nach dem Geistlichen. Er erbittet von ihm den Segen, diesmal frei von Ironie. Und macht beim Padre, schon wieder derb, in der Schlusszeile Druck: «Heiliger Vater, geben Sie mir den Segen – hol' Sie der Teufel, wenn Sie nicht kommen!» Hans Herrmann

Kindermund



Das Tal grünt und grünt und es nimmt kein Ende

Von Tim Krohn

Gestern hat die Gemeindeversammlung fast einstimmig beschlossen, dass unser Tal auch die nächsten zehn Jahre ein einziger Naturpark bleiben soll. Zur Feier wollte Bigna heute mit einer Kuhglocke durchs Dorf ziehen, aber Not, der Bauer unten am Fluss, gab ihr keine. «Er ist sauer wegen der Abstimmung», erzählte sie, «er sagt, jetzt kann das Feriendorf nicht gebaut werden, und ohne das Feriendorf stirbt das Tal aus.» Besagtes Feriendorf soll eine Schickimicki-Klientel ins Tal locken, mit Schneekanonen, Boutiquezeile, beheizten Sesselliften ...

«Natürlich wird das Dorf gebaut», sagte ich, «nur vielleicht jetzt etwas grüner.» «Not sagt aber, es ist schon grün.» «Das wird behauptet, aber in Wahrheit ist es alles andere als grün.» «Was wäre denn grün?» «Sag du es mir», schlug ich vor, «wie würdest du so ein Feriendorf bauen?»

«Aus Holz von unserer Sägerei», sagte sie wie aus der Pistole geschossen, «das riecht ganz herrlich. Und eine Sesselbahn wäre schon nett, aber unsere kleinen Bügellifte dürfen sie uns nicht wegnehmen, die sind so gemütlich. Mama sagt immer, sowas findet man sonst nirgends mehr, und dass die Gäste genau deswegen zu uns kommen. Glaubst du das auch?»

«Ja, das glaube ich auch. Aber was bieten wir ihnen, wenn zu wenig Schnee zum Skifahren liegt?» «Was bieten», es ist doch alles da», rief Bigna. «Wir suchen Hirsche und werfen Steine in den Rom und rutschen auf dem Hintern den Hang hinab und ...» «Und wenn es regnet?» «Machen wir eine Zukunftswerkstatt!» Die kannte sie aus dem Kindergarten. «Dort planen wir, wie die Welt sein soll, wenn wir erwachsen sind.» «Das heisst, dein Feriendorf ist für Kinder?» «Ja klar. Die Eltern dürfen schon auch kommen, aber vielleicht langweilen sie sich. Erwachsene langweilen sich furchtbar schnell.» «Stell ihnen einen Fernseher ins Zimmer.» «Nein, ich weiss, wir machen für sie Kurse, wie man die Welt sieht, dass sie nicht langweilig ist.» Sie strahlte. «Die Kinder geben die Kurse?» «Genau, und dafür bekommen wir Geld, und mit dem Geld laden wir arme Kinder ins Feriendorf ein. Ist das grün?» «Ich weiss nicht, aber schön.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Verliere ich meinen Mann an den Alkohol?

Mein Mann trinkt heimlich im Keller. Als ich ihn dabei erwisch habe, kam es zum Streit. Später konnten wir miteinander reden, er schlug eine Paarberatung vor. Ich bin trotzdem enttäuscht: Warum trinkt er so viel? Wir haben aus meiner Sicht soweit alles gut gemacht: Beruf, Kinder, Haus. Mir scheint, mit dem Alkohol macht er sein Ding für sich allein. Haben wir uns verloren? Mein Vertrauen ist im Moment futsch. Was soll ich tun?

Betrachten wir zunächst Ihre Lebensphase. Sie haben «alles gut gemacht» in der Eltern- und Berufsrolle. So weit, so gut. Jetzt kommt die Zeit der Wiedernäherung als Paar. Gefragt ist Interesse am Du. Das sind Übergänge mit Herausforderungen.

Wichtig ist: Ihr Mann ist kein Alkoholiker. Wäre er es, würde er mit Abwehr und Passivität reagieren. Sie schildern jedoch, wie sie ihn mit ihren Beobachtungen konfrontierten, wobei es zunächst zu einem heftigen Streit kam. Ein paar Tage später suchte er aber ein klärendes Gespräch mit Ihnen. Seither hat er die Flaschen weggeräumt, für sich einen Coach gebucht, seinen Sport wieder aufgenommen und sie gebeten, zu einer Paarberatung mitzukommen. Das alles zeigt die Übernahme von Selbstverantwortung. Dieser Mann packt Veränderung an.

Das steht im Gegensatz zu einem typischen Suchtverhalten. Der Alkoholkonsum ihres Mannes kann verschiedene Gründe haben. Vielleicht versucht er damit, Stress zu kompensieren und seine Gefühle zu regulieren, oder er will ungelebten Sehnsüchten Raum geben.

Ihre Enttäuschung trotz der positiven Veränderung ist verständlich. Sie beobachten und bleiben misstrauisch, haben Angst vor einem Rückfall. Ein kurzzeitiger Rückzug zur Selbstregulation sei Ihnen gestattet, indem Ihr Mann die Familienverantwortung übernimmt. Haben Sie eine vertraute Freundin fürs Gespräch? Klären Sie für sich, ob Sie trotz der Krise Interesse und Liebe für Ihren Partner verspüren. Investieren Sie in offene Gespräche ohne gegenseitige Vorwürfe. Verbringen Sie Zeit zu zweit. Sind Sie als Part-

nerin auch bereit, bei sich selbst hinzuschauen und Dinge zu verändern? Wenn ja, entstehen neue Schritte auf einem neuen Pfad, Sie werden herausfinden, wo er hinführt. Auf Sie wartet ein Lebensabenteuer!



Margareta Hofmann,
Paar- und Familien-
therapeutin,
Paarberatung Uster

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Tipps

Reisen

Zwischen Askese und Lebenslust

Fresken, Skulpturen und Architektur sind nicht nur künstlerischer Schmuck: Sie geben Anlass zu Gesprächen für alle, die einen Weg zur Mitte suchen. Beschauliche Wanderungen und künstlerische Anregung schenken auch Lebenskraft. Der ehemalige Bergüner Pfarrer und Musiker Dieter Matti organisiert geführte Reisen zu den bedeutendsten Kunstdenkmälern Europas. Seine Führungen sprechen Sinn und Geist an. rig

Kunstwanderung nach Assisi, 15.–24. Mai, Anmeldung: dieter.matti@bluewin.ch



Basilica di San Francesco in Assisi.

Foto: Michael Meier

Christoph Biedermann



Agenda

Bildung

Gott denken

Kompetenzen stärken in Religionsphilosophie und Theologie.

- Fr, 6. März, 18–20.45 Uhr
- Sa, 7. März, 9–15.45 Uhr
- Do, 12. März, 18–20.45 Uhr
- Fr, 20. März, 18–20.45 Uhr

Ref. Landeskirche, Loëstrasse 60, Chur joerg.lanckau@gr-ref.ch, 079 339 46 37, www.theologiekurs-graubuenden.ch

Gemeinde leiten

Ein Tag für Kirchgemeindevorstände zu Gemeindeentwicklung, Organisations- und Führungsfragen.

Sa, 29. Februar, 9.30–16 Uhr Loëstrasse 60, Chur

jacqueline.baumer@gr-ref.ch, 081 257 11 07, www.gr-ref.ch

Freizeit

Pilgerstamm

Pilgern in Graubünden und Europa.

Mo, 3. Februar, ab 18 Uhr Restaurant «No Name», Chur Vreni Thomann, 081 630 31 17 www.jakobsweg-gr.ch

Beratung

Paar- und Lebensberatung, Chur

Paarlendo: Angelika Müller, Jürg Jäger, Reichsgasse 25, Chur, 081 252 33 77, angelika.mueller@paarlendo.ch, juerg.jaeger@paarlendo.ch, www.paarlendo.ch

Paar- und Lebensberatung, Engadin, Südtäler und Surses

Paarlendo: Markus Schärer, Veia Jerts 227, Bivio, 081 833 31 60, markus.schaerer@paarlendo.ch, www.paarlendo.ch

Fachstellen

Behördenbildung und Organisationsberatung, Erwachsenenbildung, ÖME

Jacqueline Baumer, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 07, jacqueline.baumer@gr-ref.ch

Kinder und Familien

Wilma Finze-Michaelsen, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 08, wilma.finze@gr-ref.ch

Gemeindediakonie, Freiwilligenarbeit, Organisationsberatung

Johannes Kuoni, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 85, johannes.kuoni@gr-ref.ch

Menschen mit einer Behinderung

Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, Chur, 081 250 28 63, astrid.weinert@gr-ref.ch

Jugend-/Konfirmationsarbeit, Junge Erwachsene

Claudio Eugster, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 09, claudio.eugster@gr-ref.ch

Religionsunterricht

Maria Thöni, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 86, maria.thoeni@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus

Cornelia Mainetti, Loëstrasse 60, Chur, 079 220 65 75, cornelia.mainetti@gr-ref.ch

Migration

Rita Gianelli, Loëstrasse 60, Chur, 079 406 94 99, rita.gianelli@gr-ref.ch

Radio und TV

Unverkrampfter Sex

Muslimische Theologen verfassten Ratgeber. Ein Gespräch mit Islamwissenschaftler Ali Ghandour.

So, 2. Februar, 8.30 Uhr Perspektiven auf SRF 2

Veröhnung lernen

10 Jahre nach dem UNO-Jahr der Veröhnung ziehen Friedensfachleute und Mediationsprofis Bilanz.

So, 9. Februar, 8.30 Uhr Perspektiven auf SRF 2

«Spirit, ds Kirchamagazin uf RSO»

sonntags, 9–10 Uhr Radio Südostschweiz

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15 Radio Rumantsch

- So, 2. Februar, Alfred Cavelti
- So, 9. Februar, Marianne Strub
- So, 16. Februar, Dirk Jasinski
- So, 23. Februar, Fadri Ratti

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr Radio SRF 2

- So, 2. Februar, Monika Poltera-von Arb (Röm.-kath.), Matthias Jäggi (Ev.-ref.)
- So, 9. Februar, Michael Pfiffner (Röm.-kath.), Brigitte Becker (Ev.-ref.)
- So, 16. Februar, Römisch-katholischer Gottesdienst aus Rotmonten
- So, 23. Februar, Susanne Cappus (Christkath.), Christian Ringli (Ev.-freik.)

Leserbriefe

reformiert. 12/2019, S. 1

Im neuen Nationalrat hat die Kirche eine stärkere Lobby

«Nützliche Idioten»

«Nützliche Idioten» nannten die Bolschewiki den bürgerlichen Klassenfeind, wenn der dumm genug war, sich vor den linken Karren spannen zu lassen. In diesem Sinne ist der schweizerische Kirchenbund ein nützlicher Idiot neolinker Politik, indem er sich öffentlich marxistischen Grössenfantasien, von der unsäglichen Konzernverantwortungsiniziative bis zum radikalgrünen Umweltschutz verschreibt. Und besonders dreist ist es, wenn Delf Bucher das Verhältnis von Herr und Knecht noch umkehrt und behauptet, die neolinken Politneulinge im Parlament würden eine Lobby für die Kirche bilden. Da lachen sich doch die Marxisten ins Fäustchen.

Wilhelm Schlatter, Turbenthal

Mehr Gewicht

Sie schreiben zum Thema Konzernverantwortungsiniziative: «Gegenüber der ursprünglichen Initiative sollen zudem nur Konzerne mit mehr als 500 Mitarbeitenden in die Pflicht genommen werden.» Dann wird die Firmenleitung dafür sorgen, dass es keine Firma mit mehr als 500 Mitarbeitenden mehr gibt. Das ist ganz einfach, man splittet die Anzahl der Mitarbeitenden auf! Sie schreiben im Atikel ja selber: «Im Abstimmungskampf bekommen wirtschaftliche Argumente mehr Gewicht.»

U. Zimmerli, Aarburg

reformiert. 01/2020, S. 3

«Menschenrechte sind keine Verhandlungsmasse»

Weit entfernt vom «Wir»

Herr Locher spricht im Interview mit reformiert vom Januar von Demokratie als Teil der reformierten Kirche: von Argumentieren, von Streiten und Entscheiden, von Miteinander und Austausch! Gerade das habe ich bei dem wichtigen Thema «Ja des Kirchenbundes zur Ehe für Alle» am meisten vermisst! Wo und wann wurden die Mitglieder (zahlende!) der Kirche in die Diskussion einbezogen? Wo durften wir darüber abstimmen? Ebenso die vielen verschiedenen Pfarrpersonen, wo war ihre Meinung ge-

fragt? Enttäuscht und frustriert finde ich, wir sind von dem erstrebten «Wirgefühl» weit entfernt! Monika Mantel, Igis

Im Zeitgeist

Wenn Gottfried Locher, der Präsident der Evangelischen Kirche Schweiz sagt: «Wir passen uns dem Leben an wie es heute ist», so folgt er dem Zeitgeist nach. Auf Kritik am Ja zur «Ehe für Alle» reagiert Gottfried Locher mit widersprüchlichen Allgemeinplätzen. Gott selbst kommt im Artikel nirgends vor. Dabei gäben Worte wie: «Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen», der EKS guten Rat.

Hanspeter Büchi, Stäfa

reformiert. 1/2020, Dossier

Auf immer und ewig

Gott hat das letzte Wort Das Gehirn als Datenspeicher via Software erneut benützen? Ich finde diesen Gedanken mehr als gefährlich für die zukünftige Entwicklung der Menschheit. Dass Gott das letzte Wort hat, sollte eigentlich klar sein. Ewig leben wird die Seele, nicht das Gehirn oder gar der Mensch.

Martin Fischer, Worb

Ewigkeit als Albtraum

Dass sich die Technik als Sinnstifterin aufspielt, auch in Fragen der Ewigkeit, sehe ich genauso kritisch wie die Theologin Katharina Klöckner. Der Sinn des Menschen besteht nicht in der ängstlichen Selbstoptimierung, sondern im Loslassen derselben. Tatsächlich könnte sich der Traum einer persönlichen Ewigkeit als Albtraum erweisen. Das ewige Bewusstsein ist von ganz anderer Qualität und ragt als göttliche Kraft mitten in unser Dasein. Unser unermüdlisches Mitgefühl als Sterbliche wird zur Kraftquelle für die, die es brauchen. Das macht unser aller Leben in allen Weltreligionen lebenswert, im Grunde ermutigend und menschlich kraftvoll. Und das bereits im irdischen Leben.

Matthias Holderegger, Zürich

Pure Kurzsichtigkeit

Wie wird man die zunehmenden Menschenmassen mit Gütern und Strom versorgen? Die entsprechenden Ressourcen sind heute schon stark strapaziert. Wie wird man die Leute ernähren? Mit artifizierlicher Nahrung, die man rasch zu sich

nimmt, und dabei im Internet surfen kann? Wird man die Menschen mittels eingepflanzter Chips so konstruieren, dass sie selbst dann friedlich und kooperativ bleiben, wenn es auf unserem Planeten nur noch Stehplätze gibt? Wenig wahrscheinlich. Also: Wozu sollte ich ewig leben, wenn dieses Leben eigentlich gar kein lebenswertes und genussvolles mehr ist? Das ist alles Kurzsichtigkeit pur!

Hermann Küster, Hilterfingen

Ihre Meinung interessiert uns: Schreiben Sie uns an: redaktion.graubuenden@reformiert.info oder «reformiert.Graubünden», Brandisstrasse 8, 7000 Chur. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info Gesamtauflage: 702724 Exemplare

Redaktion AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti) BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar) GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig) ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas) Blattmacher: Felix Reich Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion) Korrektorat: Yvonne Schär Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden

Auflage: 32927 Exemplare 46610 reformiert. Graubünden: Erscheint monatlich ausser im August

Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur Präsident der Herausgeberkommission: Andreas Thöny, Landquart Redaktionsleitung: Constanze Broelemann Verlagsleitung: Andreas Thöny

Redaktion Brandisstrasse 8, 7000 Chur Tel. 079 823 45 93 redaktion.graubuenden@reformiert.info

Verlag

Andreas Thöny Loestr. 60, 7000 Chur andreas.thoeny@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Somedia Publishing AG Sommeraustasse 32 Postfach 419, 7007 Chur Tel. 0844 226 226 abo@somedia.ch

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93 info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 3/2020

5. Februar 2020 Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Das eigene Privileg als Verpflichtung

Solidarität Yvonne Kurzmeyer weiss, dass sie viel Glück hatte. Deshalb will sie sich für Menschen engagieren, denen es weniger gut geht als ihr.



Am liebsten Lebensmittel aus der Nähe: Yvonne Kurzmeyer im Hofladen «La Fèrme 1794» in Murten.

Foto: Manuel Zingg

Was sie mit dem Preisgeld machen will, weiss Yvonne Kurzmeyer noch nicht. 200 000 Franken hat sie von der Brandenberger-Stiftung erhalten, die jährlich Personen auszeichnet, «die sich unter grösstem Einsatz um das Wohl der Menschheit verdient gemacht haben».

Es ist 19 Jahre her, dass Kurzmeyer die Berner Tafel initiierte, aus der ein schweizweites Projekt wurde. Die Schweizer Tafel verteilt heute in zwölf Regionen täglich etwa 16 Tonnen überschüssige Lebensmittel von Grossverteilern an soziale Institutionen wie Obdachlosenheime, Gassenküchen oder Notunterkünfte. Für das Projekt nutzte Kurzmeyer ihr Netzwerk von Grossbanken bis Unternehmensberatungen und investierte 700 000 Franken aus dem eigenen Vermögen. «Hätte ich arbeiten müssen, hätte ich das Projekt nicht verfolgen können», sagt die Exfrau eines Bankiers.

Der Aufstieg des Vaters Die Welt sei ungerecht, sagt Kurzmeyer. «Die einen werden reich, die anderen arm geboren.» Bereits als Kind erkannte sie, dass sie privilegiert ist. Ihr Vater kannte beide Seiten. Denn er schaffte den Aufstieg vom Sohn eines Knechtes und einer Magd zum Unternehmer. Seine Herkunft vergass er nie. «Ich hö-

Der Aufstieg des Vaters

re ihn heute noch sagen: Hartes Brot ist nicht hart, kein Brot ist hart.» Der Vater liess die Tochter immer wissen, dass ihr Lebensstil nicht selbstverständlich sei, und hielt sie

re ihn heute noch sagen: Hartes Brot ist nicht hart, kein Brot ist hart.»

Der Vater liess die Tochter immer wissen, dass ihr Lebensstil nicht selbstverständlich sei, und hielt sie

Yvonne Kurzmeyer, 63

Die Luzernerin besuchte das Primarlehrerseminar und eine Handelsschule. Nach Stellen in der Hotellerie war sie Verkaufsleiterin in der väterlichen Firma. Seit 2014 amtiert Kurzmeyer als Ehrenpräsidentin in der von ihr gegründeten Schweizer Tafel. Sie wohnt in der Nähe des Murtensees.

dazu an, Verantwortung zu übernehmen, für jene, denen es weniger gut geht. «Ich bin das Gejammer leid, was alles schlecht läuft auf dieser Welt», sagt Kurzmeyer. Sie wolle lieber etwas verändern.

So war es bereits 2001, als sie sich mit der Gründung der Berner Tafel gegen die Lebensmittelverschwendung und für die Sensibilisierung für Armut in der Schweiz einsetzte. Heute beschäftigt sie unter anderem die Einsamkeit in der Schweiz. Sie will Gastronomen in Murten davon überzeugen, in ihren Restaurants Gemeinschaftstische einzurichten. Tische, an die sich jene Gäste setzen können, die das Gespräch mit anderen suchen.

Wenn der gebürtigen Luzernerin eine Idee sinnvoll erscheint und ihr Freude bereitet, dann verfolgt sie ihr Ziel hartnäckig. «Ich gebe

«Wenn ich ein Projekt verfolge, bin ich ganz schön hartnäckig.»

nicht so schnell auf, wenn ich ein Projekt umsetzen will.» Sie lacht. Überhaupt lacht Kurzmeyer oft beim Gespräch im Café des zum Bio-Hofladen umgebauten Bauernhofs «La Fèrme 1794» in Murten.

Das Gleichgewicht finden

Die 63-Jährige ist sich bewusst, dass es Glück braucht, zur richtigen Zeit mit den richtigen Leuten zu reden, um ein Projekt umsetzen zu können. «Vielleicht ist das altmodisch, aber ich gehe lieber persönlich vorbei oder rufe an, als dass ich eine Mail schreibe.» Sie will eine unmittelbare Reaktion auf ihre Idee.

Die zweifache Mutter ist gerne von Menschen umgeben. Seit ihre Kinder ausgezogen sind, ist das Gästezimmer ständig von Freundinnen belegt. Zurzeit wohnt eine Bekannte bei ihr, die nach 15 Jahren im Ausland in der Schweiz wieder Fuss fassen will. «Jeder Mensch hat etwas zu geben», sagt Kurzmeyer. «Egal ob Geld, Zeit oder Leidenschaft.» Wichtig sei, die Balance zwischen Nehmen und Geben zu finden.

Yvonne Kurzmeyer vertraut darauf, dass ihr bald eine gute Idee kommt, wie sie das nun auf einem Konto parkierte Preisgeld gemeinnützig einsetzen kann. «Ich lasse mich treiben.» Unter Druck zu entscheiden, sei nie gut. Nicola Mohler

Gretchenfrage

Chris von Rohr, Musiker:

«Auf Erden ist Gott für mich gelebte Liebe»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr von Rohr?

Gott ist eine universelle Kraft, die alles natürlich regelt. Auf Erden ist Gott für mich gelebte Liebe, ich glaube nicht an einen personifizierten Gott. Viele Kirchen spielen mit der Ungewissheit, was nach dem Tode kommt, mit diesen Schuld- und Sühne-Höllenbildern, aber es gibt nur die menschengemachte Hölle. Nach dem Tod sind alle gleich: Sternentaub in der universellen Suppe. Von der Kirche wünsche ich mir mehr Seelsorge für Menschen in Not, sonst werden die Gotteshäuser noch leerer, und Sekten haben noch mehr Zulauf.

Ihre Biografie heisst «Himmel, Hölle, Rock'n'Roll». Wofür stehen darin der Himmel und die Hölle?

Der Himmel für die Höhepunkte und Magie im Leben, die Hölle für Tiefschläge. Rock'n'Roll für Musik und Liebe, die mich gerettet haben. Musik ist Therapie. Ich kenne nichts Stärkeres, um Gefühle und Anliegen auszudrücken und Menschen zusammenzubringen. Ein gutes Konzert feiert das Leben auf freistem und höchstem Level.

Sie pfeifen auf die konventionellen Pfade und leben unbeirrt Ihre Leidenschaft für die Musik. Woher haben Sie diese Kraft?

Aus meinen Genen, meiner sozialen Herkunft und aus den Sternen. Meine Eltern waren grossartig, trotz allen Spannungen. Meine Mutter brachte mir bei, gross zu denken und Vollgas zu geben, ohne die wichtigen Details und eine gewisse Sorgfalt aus den Augen zu verlieren. Mein Vater konnte seine künstlerische Ader nicht ausleben, das übernahm ich für ihn.

Welche Werte vermittelten Sie Ihrer Tochter?

Zu Weihnachten dankte sie mir, ihr meine Lebenslust und meinen Mut vererbt zu haben. Wie wunderbar! Auf dem Sterbebett kümmert dich nicht, wie viele goldene Schallplatten an den Wänden hängen sondern, ob du als Vater gut genug warst. Interview: Anouk Holthuizen

Auf meinem Nachttisch

Die richtige Flughöhe
Mit Freude raus aus der bequemen Komfortzone

Den Erlebnissen eines Abenteurers zu lauschen, ist spannend genug. Umso mehr denen von Bertrand Piccard. Er stammt aus der berühmten Schweizer Forscherdynastie der Piccards. Piccard beschreibt seine persönliche und berufliche Entwicklung wie eine Ballonfahrt: voller Erwartung, auf verschiedenen Flughöhen und einer faszinierenden Perspektive über verschiedene Fachdisziplinen hinweg.

Piccard verbindet seine vielfältigen Erfahrungen als Flugexperte mit der Praxis als Psychiater. Aus beiden Bereichen entwickelt er Anregungen, um mehr Entdeckerefreude im Leben zu entwickeln und die eigene Komfortzone aus

einer anderen Flughöhe zu betrachten und zu erweitern. Der Titel trägt. Das Buch beinhaltet kein Rezept für die richtige Flughöhe im Leben oder eine Anleitung zu einer kalkulierbaren Ballonfahrt mit technischen Details. Gerade im Kapitel «Hypnose: Methode oder Philosophie?» verschwimmen scheinbare Gegensätze innerhalb der Disziplinen.

Die offenen Fragen fordern heraus und streifen im Flug Anregungen aus Psychiatrie, Pädagogik, Religion und Spiritualität. Dazu kommt ein Looping in die Welt der Physik, zwischen Kontrolle, Kraft und Geschwindigkeit aus dem Mund eines Europameisters im Kunstfliegen. Die Impulse vom Ent-

wickler von Solar Impulse sind kein moralischer Appell, sondern Ansporn, das scheinbar Unmögliche zu wagen. Abenteuer und technische Entwicklung verbinden sich dabei. Inspiriert der Perspektivenwechsel, die eigene Komfortzone zu verlassen? So endet das Buch mit einer Frage: Und was ist mit Ihnen?

Bertrand Piccard: Die richtige Flughöhe. Piper, 2015, 315 Seiten, Fr. 15.10.



Maria Thöni, 46
Fachstelle Religionspädagogik, Chur



Chris von Rohr (69) gründete die Rockband Krokus und war elf Jahre Produzent von Gotthard. Foto: zvg